Illustrirtes Sonntags-Blatt

der

„Thorner Presse".

Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

№ 11. | **4. Quartal.** | **1886.**

Schloß Bergenhorst.

Novelle von **Marie Widdern.**

(Fortsetzung.)

[11]

(Nachdruck verboten.)

„Spotten, höhnen Sie nicht, Guido!" hauchte die Gräfin und schlug die schwarzen Augen so hingebend, so zärtlich zu ihm auf, daß sich der Doktor unwillkürlich von seinem Platz erhob.

„Hilda!" stammelte er.

Sie reichte ihm die Hand, an der der breite Ehering glitzerte, und wie ein Hauch kam es über ihre Lippen:

„Ich schmückte mich, Guido, um Ihnen zu gefallen. Meine Persönlichkeit sollte mir zu Hülfe kommen, wenn ich Sie bitte: Verzeihen Sie mein gestriges Benehmen! Ich bereue es tief!"

„Hilda!" rief er außer sich. „Ist das auch Ihr Ernst? Hilda, Hilda, noch einmal beschwöre ich Sie, spielen Sie nicht mit mir!"

Da fühlte er seinen Hals von ihren weichen Armen umschlungen und eine süßberauschende Stimme flüsterte an seinem Ohr:

„Nein, Guido, ich spiele nicht mit Dir, Du hast mich überwunden, und ich, ich liebe meinen Meister so heiß, so glühend, wie dieses Herz nur zu lieben vermag! O, Guido, führe mich, wohin Du willst! Ich darf Dir ja angehören — dieser Ring an meinem Finger bindet nicht mehr — die Hand ist frei, die ihn trägt!"

Zum ersten Mal hatte er seine Lippen auf den kleinen Mund der Syrene gedrückt und ein Gefühl überschwenglichen Glückes bemächtigte sich der Seele des Mannes, der Hilda geliebt, seit er den ersten Blick in ihr Antlitz gethan. Ueberwältigt beugte er seine Kniee vor ihr. Mit dem Geständniß ihrer Liebe schien das Verhältniß zwischen diesen beiden jungen Menschen ein gänzlich verändertes geworden zu sein, aus dem Herrn war der Sklave geworden.

Und Hilda?! Sie duldete seine Zärtlichkeiten; sie erwiderte sie, und doch braunte der Haß unausgesetzt in ihrer Seele, dachte sie, während seine Lippen ihre Augen küßten, wie glücklich sie sein würde, wenn ein plötzlicher Tod diesen Mann von hinnen riefe, noch bevor sie ihr Versprechen gehalten und die Seine geworden wäre. — — — — — — —

Stunden vergingen — dem Doktor im Fluge, der Gräfin langsam, qualvoll. Da plötzlich wurde die Thür aufgerissen, der Diener des Doktors stand in höchster Aufregung auf der Schwelle.

„Es ist Besuch im Palais," stammelte er. „Zwei Herren, von denen der eine schon einmal hier gewesen. Und sie haben ohne alle Umstände die Zimmer gesucht, in denen der Herr Graf wohnen. Und jetzt sprechen sie mit ihm. Und der Herr Graf sind dem Jüngeren, dem, der schon einmal hier gewesen, um den Hals gefallen. Die Herren küßten sich herzlich."



Carmen Sylva. (Mit Text auf Seite 88.)

Mit einem leisen Ruf des Entsetzens war die Gräfin in einen Sessel gesunken.

Der Doktor stand todtenbleich, aber kalt und entschlossen mitten in der Halle.

Jetzt machte er dem Diener eine befehlende Bewegung und sagte ruhig:

„Bitten Sie die Herren, noch ein Weniges zu verziehen, wir sind gleich auch zur Stelle."

Der Diener gehorchte.

Kaum aber hatte er sich entfernt, als der Doktor aufgeregt Hilda's Hand faßte und mit fliegender Hast sagte:

„Wir sind dem Verderben Preis gegeben, Hilda, wenn wir nicht fliehen, oder unserem Leben ein Ende machen."

Sie schauerte: „Ich mag noch nicht sterben — fliehen wir."

„Wieviel hast Du von den Revenuen des Grafen gespart?" fragte er.

„Gegen 90 000 Mark! — Aber der Familienschmuck der

Bergenhorst ist mindestens doppelt so viel werth."

„Kannst Du Dich in fünf Minuten, mit Geld und Kostbarkeiten versehen, am hinteren Ausgang des Palastes einfinden?" fragte er wieder. „Selbstverständlich in Hut und Mantel."

„Ich will es versuchen," hauchte sie.

„Dann schnell, schnell! Wir sind entlarvt, Hilda, bedenke das!"

Sie nickte wie abwesend. Nun flog sie die Treppe hinauf nach ihrem Ankleidezimmer. Im Nu hatte sie aus einem Schränkchen Gelder und Kostbarkeiten genommen. Der Mantel war um ihre Schulter gelegt, ein Schleier über den Kopf geworfen. Und eben wollte die Unglückselige das Gemach verlassen, als sie zu ihrem Entsetzen Lucie bemerkte, die gerade im Begriff war, einzutreten.

Mit einem Wehelaut sank Hilda in einen Sessel. Lucie aber trat ruhig auf die Vernichtete zu und, ihre Hand auf das Haupt der Verbrecherin legend, flüsterte sie: „Sie wollen fliehen, Gräfin, ich sehe es! Zögern Sie nicht, noch ist es Zeit — wenige Minuten später und Sie wären verloren! Ja, fliehen Sie, fliehen Sie, ich will mein Glück nicht auf Ihr gänzliches Verderben erbaut wissen!"

„Ihr Glück!" stammelte Hilda. „Mein Gott, wer sind Sie denn?!"

Da richtete sich Lucie vor ihr auf. „Ich bin die Braut des Mannes, den Sie um sein Erbe bringen wollten," sagte sie. „Aber noch einmal, fliehen Sie, Gräfin, Justizrath Glöckner ist auch hier, er spricht mit Baron Wilchingen und beabsichtigt, sofort die nöthigen Schritte zu thun, um Sie — in Sicherheit zu bringen."

Hilda war aufgesprungen. Aber noch im Gehen warf sie dem Mädchen, welches sie doch verderben konnte, wenn sie wollte, einen Blick tiefsten Hasses zu. Dann schlüpfte sie aus dem Gemach und nur eine Minute später verließ eine tiefverhüllte Frauengestalt am Arm eines großen, dunklen Mannes den Palast Bonetti.

* * *

Während das saubere Pärchen in der Säulenhalle Zukunftspläne geschmiedet, hatte Justizrath Glöckner und Leo von Guntrun ungehindert — da Giacomo vorbereitet war und der Portier bezahlt — den Palast betreten. Auf der Treppe kam ihnen Lucie entgegen. Sie war kreideweiß und keines Wortes mächtig. Stumm führte sie die beiden Herren nach den Gemächern, die der Patient bewohnte. Die graue Schwester war schon auf ihrem Posten. Sie empfing die Herren ernst, feierlich.

„Schläft der Kranke noch?" fragte Leo und seine Stimme zitterte.

„O nein! Er ist auch vorbereitet auf einen überraschenden Besuch. Ich bitte also die Herren, ohne alle Umstände bei ihm einzutreten." Eigenhändig hob sie nun die Portiere, und von dem Justizrath gefolgt, betrat Leo den Raum, in welchem er — der geehrte Leser weiß es wohl längst — nicht Graf Bergenhorst, sondern Baron von Wilchingen finden sollte.

„Onkel Richard — lieber, theurer Onkel Richard!"

Bleich und theilnahmlos hatte die abgezehrte Gestalt des Barons auf den Kissen gelegen. Wie ihn aber von lieber, bekannter Stimme diese Worte trafen, zuckte er wie elektrisirt zusammen. Der müde Kopf hob sich und mit einem überirdischen Lächeln auf den Lippen streckte er dem theuren Neffen seine Arme entgegen.

„Du — Du — mein Junge!" flüsterte er mit halberstickter Stimme. „Und auch Sie, lieber Glöckner? — O, und man hat Sie wirklich zu mir gelassen?!"

„Wir ertrotzten uns einfach den Weg zu Ihnen," erwiderte der Justizrath. „Und verlassen Sie auch nicht mehr. Jetzt stehen Sie unter unserem Schutz."

„Gott sei Dank," flüsterte der Kranke. Dann schweifte sein Blick zu der Schwester zurück, und mit einem freundlichen Kopfneigen setzte er hinzu: „Sie hat mich freilich nichts entbehren lassen; aber wir konnten uns doch nicht mit einander verständigen."

„Und Hilda — der Doktor?" fragte Leo.

„Ich kann mich auch nicht über sie beklagen! Ja, seit mein armer Bruder todt ist, schien ihnen förmlich bange zu sein, daß ich auch bald heimginge. Nur daß sie mich von vorn herein in diesen Zimmern festhielten — daß ich mein Bett gar nicht verlassen, den Bruder nie sehen durfte, war nicht hübsch!"

„Sie sollen die Erklärung dafür haben, lieber Wilchingen; aber können Sie auch Aufregungen vertragen?

„Ja, ja, sie werden mir im Gegentheil wohlthun!"

„Nun, dazu sind unsere Nachrichten nicht gerade angethan! Immerhin aber müssen Sie Alles wissen, und wir können Sie nur bitten, sich mit möglichster Fassung zu wappnen."

„Ich bin ganz ruhig, lieber Justizrath! So, da setzen Sie sich an mein Bett, Du auch, mein Junge. O Gott, Leo, wie freue ich mich, daß Du bei mir bist! Und nun berichten Sie, Justizrath, berichten Sie!"

Noch einmal kraute sich der alte Herr in dem üppigen grauen Haar, dann begann er zuerst mit leiser Stimme seine Erzählung.

„Es ist Ihnen aufgefallen, lieber Baron, daß man Sie hier nur „Herr Graf" nannte. Diese Titulatur aber hatte ihre guten Gründe. Wir haben uns jetzt genau informirt und wissen Alles. Von vornherein hatte man Sie hier für Graf Bergenhorst ausgegeben — und durfte das wagen, da Sie sich mit Niemand unter den Domestiken verständigen konnten und sonst keine Seele zu Ihnen gelassen wurde, die nicht in den Palast gehörte. Ihren armen Bruder, der in Folge des Sturzes mit dem Pferde seinen Verstand verloren, hieß man hier von Anfang an „Baron Wilchingen" und — als Baron Wilchingen ist er auch beerdigt worden."

„Aber wozu das — wozu?" unterbrach Richard die Rede des Justizraths.

„Welch' eine harmlose Seele Sie sind!" lächelte der erfahrene Mann des Rechtes. „Na, ich will Sie aber nicht auf die Folter spannen — hören Sie also nur weiter. Unbegreiflicherweise, vielleicht, weil Graf Bergenhorst auch dem Aberglauben gefröhnt, daß ein alter Mensch nur sein Testament zu machen brauche, um sich auch auf das Sterbebett zu legen, hatte Ihr Bruder es unterlassen, nachdem er sich wieder verheirathet, das früher gemachte Testament aufzuheben und seinen nunmehrigen letzten Willen zu Protokoll zu geben. Gerade an dem Tage, an dem die Gräfin ihn daran gemahnt, wie es seine Pflicht sei, für ihr Interesse Sorge zu tragen, geschah das Unglück. Graf Bergenhorst stürzte vom Pferde und sein Zustand wurde und blieb derart, daß kein Notar der Welt sich bereit erklärt haben würde, sein Testament aufzunehmen.

In der Zeit, die nun folgte, war Doktor Bollner allein der Rathgeber Ihrer schönen Schwägerin. — Folglich weiß der Generaladministrator auch nicht das Geringste von den Plänen, die das saubere Pärchen geschmiedet und auch zur Ausführung gebracht hatte.

Der Doktor erkannte jedenfalls sofort, daß die Tage des armen, blödsinnig gewordenen Grafen gezählt seien, Sie dagegen, lieber Baron, noch ein längeres Leben vor sich hätten. Man beschloß nun mit Ihnen Beiden, wie elend und so krank Sie auch waren, nach Italien zu gehen. Hier ließ man Sie, wie gesagt, die Rollen wechseln. — Da kein Testament vorhanden und auch keins gemacht werden konnte, so mußte ein Graf Bergenhorst so lange wie möglich am Leben bleiben, damit der Nißbrauch der Besitzungen Hilda zu Gute käme, die damit zugleich ihre Rache an Herrn von Guntrun kühlte.

Wissen Sie nun, weshalb Ihr armer Bruder als Baron Wilchingen bestattet wurde? Ja? Nun, ich denke auch. Der Aermste war kaum unter der Erde, als man auch noch zu anderen Betrügereien schritt. Herr Doktor Bollner, ein talentirter Taugenichts, fälschte die Handschrift des Grafen und stellte im Namen desselben das Ansuchen an mich, kolossale Kapitalien auf Bergenhorst aufzunehmen.

Natürlich kam mir die Geschichte sofort verdächtig vor. Ich hatte ja auch schon alle Veranlassung zu dem Glauben, daß man Sie hier willenlos eine falsche Rolle spielen lasse und der Verstorbene nicht Baron Wilchingen, sondern Graf Bergenhorst gewesen. Ich ließ daher die Schriftzüge untersuchen und als sie sich als eine sehr gelungene Fälschung erwiesen, machte ich mich sofort auf, um hier mit einem Donnerwetter, wie man bei uns zu Lande zu sagen pflegt, dazwischen zu fahren.

Indessen handelte die Braut Herrn von Guntrun's zu Gunsten des Verlobten im Palast Bonetti. Sie hatte sich als einfaches Kammermädchen in die Dienste der sauberen Gräfin geschmuggelt und durch sie wurden auch unsere letzten Zweifel gelöst.

So, mein Bester, nun wissen Sie Alles, und wir können Sie nur noch bitten, sich an den Gedanken zu gewöhnen, mit uns in die Heimath zurückzukehren. Freilich müssen wir vorher einen tüchtigen Arzt konsultiren. Jetzt aber erlauben Sie mir, mich auf ein Viertelstündchen zu entfernen. Ich möchte mich nur mit Hülfe eines Detektive, der schon zur Hand ist, der Personen der beiden Verbrecher versichern."

„Du lieber Himmel," rief Richard da, „also in einen Skandalprozeß wird der Namen der Bergenhorst gezogen. Lieber Glöckner, muß das denn sein? Ich bitte Sie um Gotteswillen, lassen sich die Sachen nicht auf irgend eine andere Weise reguliren?"

„Leider nein! Ihre Identität muß gerichtlich wieder hergestellt werden. Aber lassen Sie mich, damit die Vögel nicht Lunte riechen und davonfliegen."

Nur die letzten Worte waren von Lucie gehört worden, die eben erst wieder in das Gemach trat. — Mit einem tiefen, erleichternden Athemzug folgten ihre Blicke nun der Gestalt des Justizraths — das edle Mädchen sandte in diesem Augenblick ein Gebet zum Himmel, daß die Flüchtigen ihren Weg finden möchten, ohne von der Hand der irdischen Gerechtigkeit ergriffen zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

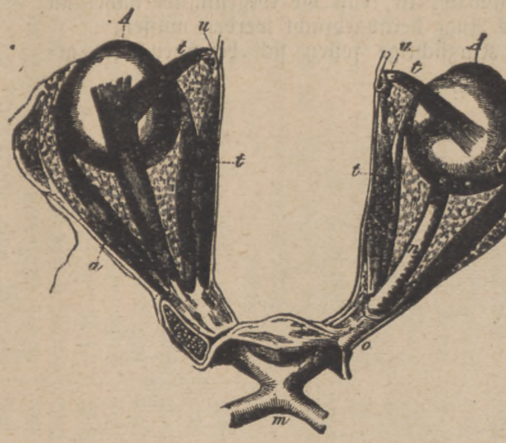
Das Auge.

Medizinische Skizze von Dr. C. Meyer.

(Nachdruck verboten.)

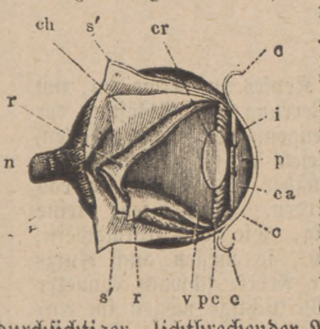
Das Auge ist dasjenige Werkzeug, welches die Bilder aus der Gestaltenwelt aufnimmt und die sinnliche Wahrnehmung der Farben und Formen dem Gehirn vermittelt. Im Prinzipe ist das Auge mit der Camera eines photographischen Aufnahme-Apparates zu vergleichen, dessen Zweck im Prinzip ja der gleiche ist.

In seiner Gestalt hat das Auge die Form eines Apfels, führt auch den Namen Augapfel für den Hauptapparat, von dem die Hülfs- und Nebentheile (Augenlider, Augenbrauen, Thränendrüsen ꝛc.) unterschieden werden. Die Gesichtswerkzeuge sind doppelt vertreten, wie die des Gehörs, und inmitten eines Polsters von Fett, welches vor Druck und Kälte zu schützen bestimmt ist, in den Augenhöhlen ge-



lagert. Sechs Augenmuskeln a, c, t erhalten die Augäpfel in ihrer geraden Lage oder bewirken die stets gleichmäßigen Bewegungen beider. Wo durch eine Ungleichheit der Augenmuskeln die Stellung der Augen nicht genau parallel ist, schielt der Mensch.

Der Augapfel besteht aus einer von 3 Häuten gebildeten Hohlkugel, welche vorn mit einer Oeffnung zur Aufnahme der Lichtstrahlen versehen ist. Die äußere Haut heißt undurchsichtige Hornhaut s' (Selerotica), ist weiß und zum Theil am äußeren Auge sichtbar. Sie reicht bis dahin, wo sich die blauen, braunen, grauen oder schwarzen Ringe im Auge abzeichnen, von da ab ist eine höher gewölbte, uhrglasähnliche Kuppe von glasartiger Durchsichtigkeit als Verschluß auf die Oeffnung fest aufgesetzt, diese Kuppe heißt durchsichtige Hornhaut c (Cornea). Die weiße Hornhaut ist innerhalb des Augapfels mit einer zweiten Haut belegt, welche mit Gefäßen durchzogen und stark gefärbt (schwarz pigmentirt) ist. Dieselbe reicht vorn bis zu dem Rande der weißen Hornhaut, setzt sich im Innern des Auges fort, so daß sie in der Mittelachse desselben eine kleinere Oeffnung behält, die wir Pupille nennen und führt zwei Namen. Als Aderhaut ch oder Chorioïdea, reicht sie bis zu dem Rande der weißen Hornhaut, und als Regenbogenhaut i oder Iris, setzt sie sich bis zur Pupille fort und bildet die gefärbten Augenringe. Die dritte Haut heißt Netzhaut, Nervenhaut r oder Retina. Diese erscheint beim lebenden Wesen stets durchsichtig, beim todten als ein feines Geflecht, welches unterm Mikroskop eine außerordentlich vielfache zarte Gestaltung hat. Im Innern des Auges liegen die lichtbrechenden Medien



und zwar die Krystalllinse cr und der Glaskörper v. Erstere ist beim Menschen (auch bei den meisten Säugethieren, Vögeln und Reptilien) ein linsenförmig gestalteter Körper, aus vollkommen durchsichtiger, lichtbrechender Masse bestehend, welche im Zustande krankhafter Trübung, der graue Staar genannt, Erblindung zur Folge hat. Die Linse ist vorn gegen die Iris gelagert, hinten fest gegen den Glaskörper, welcher ebenfalls von vollkommener Durchsichtigkeit ist und die Aufgabe hat, das Auge in seiner apfelartigen Gestalt zu erhalten. Der Sehnerv ist dem Stiele am Apfel zu vergleichen, wenn man sich ihn recht lang vorstellt. Von beiden Augäpfeln, und zwar von der Netzhaut aus, durch Gefäßhaut und weiße Hornhaut hindurchgehend, kreuzen sich die Sehnerven beider Augen und verbinden sich mit dem Gehirn. Von den Nebentheilen des Auges nennen wir zuerst die Augenlider. Der Augapfel ist auf der durchsichtigen Hornhaut und einem Theile der weißen Hornhaut mit einer Bindehaut umkleidet, welche gleichzeitig die Innenseite der Augenlider bildet und dann in die Außenhaut des Lides übergeht. Die Augenlider haben den Zweck, das Auge gegen Licht- und mechanische Einflüsse zu schützen und sind zu diesem Behufe mit einem Kreismuskel versehen, der das schnelle und feste Schließen des Auges bewirkt. Als Blenden für das einströmende Licht ist das Lid ferner mit den Augenwimpern besetzt, welche wie ein Schirm wirken. Der Thränenapparat besteht aus den über den Augen gelagerten Thränendrüsen, die mit ihren Ausführungsgängen zwischen dem oberen Augenlide und dem Augapfel die äußere Schleimhaut durchbrechen. Die Thräne, die aus dem Thränenapparat ausgeschiedene Flüssigkeit, hat die Aufgabe, das Auge feucht zu erhalten und Staubtheile, sowie alle durch Zufall in das Auge getretenen, fremden Körperchen auszuwaschen. Die Thräne sammelt sich im inneren Augenwinkel, in einer Vertiefung, dem Thränensee, von wo sie in Folge des sogenannten Augenblinkens durch kleine Kanälchen in den Thränensack gelangt, der unterhalb der Augenwinkel liegt. Aus dem Thränensack wird die Thräne durch den Thränengang in die Nase geführt. Bei reichlicherem Ausfließen überfluthet jedoch die Flüssigkeit die Augenlider und findet ihren Abfluß nach außen, was wir als Vorgang des Weinens kennen.

Nachdem wir in Vorstehendem die anatomische Gestaltung des Auges kennen lernten, gehen wir nunmehr zu dessen optischen Funktionen über.

Wenn ein Lichtstrahl (das Bild eines Gegenstandes) in das Innere des Auges eindringt, so gelangt er durch die Augenlidspalte auf die Hornhaut, durchsetzt diese und den mit Thränenflüssigkeit angefüllten Raum zwischen derselben und der Krystalllinse, geht durch die letztere und durch einen den Augapfel füllenden Glaskörper und trifft auf die Hinterwand des Auges, woselbst er bis in die Mitte der Nervenhaut, wo diese am empfindlichsten ist, eindringt. Erst hier wird die Empfindung des Lichtstrahles durch den Sehnerv vermittelt. Man nennt diese Stelle den „gelben Fleck".

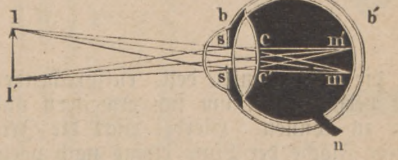
Wenn man einen Gegenstand, z. B. einen Stock in's Wasser hält, so erscheint er an der Stelle der Oberfläche des Wassers wie gebrochen, wir führen diese optische Täuschung auf die lichtbrechende Eigenschaft des Wassers zurück. Dieselbe Eigenschaft besitzt jeder durchsichtige Körper, insbesondere auch das Glas und die Krystallkörper des Auges. Ist die Oberfläche des Glases gerade, so wird man die Brechung nicht gleich wahrnehmen, sieht man aber im spitzen Winkel durch eine Glasplatte auf Schrift und entfernt das Glas abwechselnd aus seiner Lage, ohne die Lage des Auges zu ändern, so wird man finden, daß der besichtigte Punkt bei der jedesmaligen Entfernung eine andere Stelle einzunehmen scheint. Die Brechung der Lichtstrahlen geschieht nach folgenden Gesetzen. Trifft ein Lichtstrahl auf eine durchsichtige Fläche, so ist der Einfallswinkel so groß, als der Ausfallswinkel. Bei gekrümmten Flächen bildet daher der Strahl, der horizontal wirkt, eine gerade Linie; alle damit parallel laufenden, die den Mittelpunkt der Krümmung nicht treffen, werden aber verschiedenartig gebrochen durch das Glas hindurchgehen. Man unterscheidet convexe, d. i. erhabene, und concave, d. i. hohle Flächen.

Zwei convexe Flächen zusammengesetzt bilden eine Sammellinse (Vergrößerungsglas). Die da hindurchgehenden Lichtstrahlen kreuzen sich in gewisser Entfernung hinter dem Glase, in dem sogenannten Brennpunkte. Vermöge dieser Eigenschaft entsteht von einem entfernten Gegenstande ein unendlich kleines Bild im Brennpunkte. Man kann sich davon leicht überzeugen, wenn man die Sonnenstrahlen mittelst eines Brennglases auf Papier sammelt, was nichts, als ein unendlich kleines Sonnenbild ist. Das Bild verkleinert sich, wenn es näher der Linse liegt, als der Gegenstand. Dasselbe erscheint uns aber auch umgekehrt aus dem Grunde, weil die Lichtstrahlen in dem Brennpunkte sich kreuzen, so daß ein Punkt des Gegenstandes, der rechts sitzt, auf dem Bilde links erscheint. Ueber den Brennpunkt hinaus vergrößert sich das Bild und tritt nicht mehr umgekehrt, sondern in seiner richtigen Lage auf.

Dieses ist auch der Vorgang des Sehens. Der unserem Auge sich darbietende Gegenstand strahlt durch die Hornhaut und erzeugt in dem Raume zwischen dieser und der Linse ein kleines Bild (wie beim Vergrößerungsglase). Die Strahlen desselben werden durch die Linse nochmals gebrochen und vereinigen sich im Innern des Auges, und zwar im Brennpunkte, gehen dann auseinander und erzeugen ein (umgekehrtes) Bild auf der Netzhaut. Wir sehen faktisch die Gegenstände umgekehrt und nur Gewohnheit läßt uns dies durch das Gefühl sogleich berichtigen.

Jedermann, der in einem Buche liest, hält dasselbe in einer Entfernung vom Auge, wie sie demselben am bequemsten ist. Diese Entfernung wird die Sehweite genannt, welche im normalen Zustande ca. 25 cm beträgt.

In dieser Entfernung sind die Lichtstrahlen im Innern des Auges so gebrochen, daß sie in der Netzhaut ein klares Bild zeigen. Dies erläutert uns folgende Figur: l l' ist das Buch, m' m das Bild auf der Netzhaut. Behält nun das Auge seine Lage und Einrichtung bei und der Gegenstand wird ihm näher gebracht, so gehen die von einem Punkte des Gegenstandes entsendeten Lichtstrahlen so stark auseinander, daß sie im Auge nicht hinreichend gebrochen werden können, um das Bild genau auf die Netzhaut zu werfen. Es würde vielmehr hinter dieselbe fallen und auf der Netzhaut



selbst nur ein unklares Bild erzeugt werden. Entfernt man aber l l' weiter vom Auge, als die Sehweite beträgt, so tritt der entgegengesetzte Fall ein, die Lichtstrahlen laufen in so spitzem Winkel zusammen, daß das scharfe Bild vor der Netzhaut schon erscheint, in welchem Falle dieselbe wiederum nur ein undeutliches Bild erhält.

Hierauf müßte man eigentlich jeden Gegen-

stand, welcher außerhalb der Sehweite liegt, nur undeutlich sehen können. Es tritt aber hierbei die Fähigkeit der lichtbrechenden Theile des inneren Auges in Kraft, welche dasselbe für Fern= und Nahesehen einzurichten vermag. Dies ist derselbe physikalische Vorgang, den man durch Einstellen des Opernglases, Fernglases u. s. w. bezweckt. Man nennt diese Fähigkeit Accomodation des Auges. Die Veränderungen, welche dabei vor sich gehen, sind im Wesentlichen folgende: Beim Sehen in die Nähe verengert sich die Pupille, zu welchem



Korwa-Krieger. (Mit Text auf Seite 88.)

Behufe die Iris mit den entsprechenden Muskeln versehen ist, um sich erweitern und verengen zu können. Hierbei rückt die Iris die vordere Fläche der Linse etwas nach vorn, wobei sich diese gleichzeitig mehr wölbt. Durch die stärkere Wölbung der Linse wird der Brennpunkt, der Kreuzungspunkt im Auge verkürzt und die durch die Hornhaut schon nach dem Einfallsloth zusammengebogenen Strahlen werden früher zur Vereinigung gebracht. Beim Sehen in die Ferne tritt der entgegengesetzte Vorgang ein, die Pupille erweitert sich und die Linse flacht sich mehr ab.

In der Jugend ist die Fähigkeit des Einstellens der Augen für fern und nah am größten, im Alter schwächt sie sich mehr und mehr ab und erfolgt theils mit und durch die allgemeine Abnahme der Verrichtungsfähigkeit der Organe, theils als Ergebniß der Gewohnheit. Beim Städter, dessen Auge gewöhnt ist, auf näher gelegene Gegenstände zu schauen, waltet häufiger Kurzsichtigkeit vor, beim Landbewohner, insbesondere bei Forstleuten, die ihr Auge mehr auf Entfernungen einrichten, findet sich meistens Weitsichtigkeit. Der Grund zu vielen Augenübeln ist oft mangelhafte Beleuchtung und oft in den Schulstuben zu suchen, wenn solche in Bezug auf Licht ungünstig angelegt sind.

Man sucht der mangelnden Fähigkeit der Einstellung des Auges, also der Kurz= oder Weitsichtigkeit, durch Brillen zu begegnen. In der Jugend sollte man diese nach Möglichkeit vermeiden, vom 30. Jahre ab aber, bei ungenügender Einstellungsfähigkeit ohne Zaudern benutzen. In der Zeit des Wachsthums ist es noch möglich, größere Herrschaft über die Einstellungsmuskeln zu gewinnen, während man nach der vollendeten Ausbildung des Körpers die übermäßige Anstrengung für das Einstellen dem Auge besser abnimmt. Weitsichtige bedürfen des Abends bei schlechterer Beleuchtung einer stärkeren Brille, als am Tage weil die Pupille weiter ist und die Zerstreuungskreise größer. Sehr alte Leute im Greisenalter, über die siebziger Jahre hinaus, brauchen sehr starke convexe Brillen, nicht, weil sich bei ihnen die Sehweite vermindert hätte, sondern weil die Sehschärfe so geschwächt ist, daß die Gegenstände näher an das Auge herangebracht werden müssen.

Kurzsichtige sollen sich bemühen, die gebückte Haltung des Kopfes zu vermeiden, um Blutandrang und Zerrung und Ablösung der Nervenhaut vorzubeugen. Bei Handarbeiten, beim Schreiben, Lesen u. s. w. dürfen die Gegenstände nicht näher als 12 Zoll an das Auge gebracht werden. Sind sehr feine Arbeiten nothwendig, wie bei Uhrmachern, Stickerinnen u. s. w., so mögen auch Kurzsichtige sich bei der Arbeit schwach convexer Gläser bedienen. Weitsichtige mögen im Anfange eher etwas stärkere, als zu schwache convexe Brillen gebrauchen, damit sie ihren Augen die Anstrengung des Einstellens erleichtern, und ihnen die dadurch nachtheilige,

Ertappt, oder: Gestörter Genuß.



Verbot'ne Pfeife schmaucht sich gut,
Denkt manches junge, frische Blut.
Doch plötzlich ist die Freude aus,
Weil der Herr Lehrer kommt heraus.



Bei seinem Schnäpschen sitzt er heiter,
Träumt sich fast auf der Himmelsleiter,
Da gellt's ganz schrill in seinem Ohr:
„Ertappt, du Lump! Komm' nur hervor!"



Er kann die Sehnsucht nicht bezähmen,
Muß wieder eine Börse nehmen.
Doch wehe! schon naht das Gericht,
Der Schutzmann schreit: „Ertappt, du Wicht!" —



Mit Stubenmädchen zu scharmiren,
Kann einem Hausherrn schon passiren.
Doch hat die Frau ihn dann ertappt,
Dann hat die Sache auch geschnappt.



Sie tauschen innig Kuß um Kuß
In süßem, sel'gen Hochgenuß.
Da kommt der Vater nun herbei,
Ertappt sie bei der Liebelei.



Das Birnenpflücken geht famos,
Der Franz und Ede hat das los.
Die Sache aber ändert sich,
Denn Prügel setzt es jämmerlich.

schmerzhafte Anstrengung abgewöhnen. Die Brillengläser sind nach Nummern geordnet, welche die Brennweite in Zollen oder Centimetern angeben. Die Oberfläche des convexen Glases ist so geschliffen, daß sie einen Theil einer Kugel ausmacht. Je größer die Kugel, um so größer ist die Entfernung der brechenden Oberfläche von dem Punkte, in dem sich die Strahlen vereinigen, dem Brennpunkte. Je höher die Nummern, um so schwächer ist das Glas. Bei concaven Gläsern für die Kurzsichtigen stellt die vertiefte, gekrümmte Fläche ebenfalls einen Theil, jedoch einer Hohlkugel dar, welche der Vollkugel entgegengesetzt wirkt, indem sie die einfallenden Strahlen statt zu sammeln, zerstreut. Je kleiner die Hohlkugel, also je mehr das Glas gekrümmt ist, um so schärfer ist es.

Will man für die Auswahl einer Brille die Stärke des Glases ermitteln, so wähle man ein Buch mit mittelgroßem Druck, d. h. wo die Lettern des „n" gegen 2 mm hoch und etwas über 1 mm breit sind. Kann der Kurzsichtige solchen Druck bei 15 cm Entfernung noch lesen, bei 20 nicht mehr und wünscht bei 26 cm Entfernung zu lesen, so bedarf er eines Glases von 40 cm Brennweite, also Nr. 40 concav, was nach den Bestimmungen der norddeutschen Brillenhändler etwa Nr. 16½, nach dem österreichischen Maße Nr. 15 sein würde. Um diese Nummer zu finden, multiplizirt man die Entfernung des faktischen Entfernungspunktes 15 mit der gewünschten Entfernung 26, giebt 390 und dividirt dieses Produkt durch den Unterschied zwischen dem vorhandenen 15 und gesuchten Fernpunkte 26=11, was 39, abgerundet 40 ergiebt. Diese Bestimmung kann man mit Ruhe und Ueberlegung vornehmen und dem Mechaniker danach genau angeben, welche Stärke das gewünschte Glas haben muß.

Auf die nämliche Weise verfährt der Weitsichtige. Gesetzt, die geringste Entfernung, in welcher er ein Buch von der angegebenen Druckgröße noch lesen kann, betrüge 40 cm, er wünscht aber bei 30 cm Entfernung zu lesen, so bedarf er hierzu eines convexen Glases. (40×30=1200, durch 10 dividirt ergiebt 120 cm Brennweite).

Indessen sind diese Bestimmungen nur annäherungsweise und es muß hiernach erst das eigene Gefühl des Brillenbedürftigen durch probeweises Tragen des Glases zu Rathe gezogen werden. Sobald das Glas dem Kurzsichtigen die Gegenstände in der bestimmten Entfernung nicht kleiner zeigt, sondern schärfer begrenzt und reiner und dem Weitsichtigen das gewählte Glas die Schrift nicht vergrößert, sondern sie ihm schwärzer und deutlicher erscheinen läßt, kann man annehmen, daß das Glas nicht zu stark ist. Man beginne mit schwächeren Gläsern. Zu starke Gläser bringen ein Gefühl von Anstrengung im Auge hervor, Spannung und Druck, Thränenabsonderung, bei reizbaren Personen oft Betäubung, Schwindel und Kopfweh.

Gefärbte Gläser sollte man nur auf ganz spezielles Anrathen des Arztes tragen. Entschieden verwerflich sind grüne, weniger verwerflich blaue und graue. Wenngleich auch der Gebrauch gefärbter Gläser im Anfange wohlthätig erscheinen mag, so machen sie durch die Verringerung des einströmenden Lichtes das Auge nur um so empfindlicher und schließlich gereizt und lichtscheu. Nur der Arzt kann bei gewissen Krankheiten das Tragen gefärbter Brillen vorübergehend verordnen, dann aber müssen die Gläser sehr groß sein, so daß zur Seite grelles Licht nicht einfallen kann; auch dürfen die Gläser nur unter bestimmten Verhältnissen und zeitweise, nie unausgesetzt getragen werden.

Das Schwanenlied.

Die Oper war vorüber. Wagner's „Lohengrin" hatte mich und viele Andere trotz des warmen Sommerabends in die Hallen der Kunst geführt. Von den Wogen der Menge getragen, gelangte ich in's Freie. Schmeichelnd umfächelte der laue Sommerwind die erhitzte Stirn. Elsa's Gesang „Ihr Lüftchen, die mein Klagen," klang mir noch schmelzend in den Ohren, ich sah sie immer wieder dem vom Schwan gezogenen Kahn, den den Befreier brachte, freudig die Arme entgegenbreiten, hörte ihren Schmerzensruf, als der Kahn den Geliebten ihr wieder entführte. Es war einer jener Augenblicke, wo man sich nur heimisch fühlen kann unter dem azurnen Himmelsbogen, wo man die Häuser mit ihren beengenden Mauern wie düstere Grüfte flieht und hinauseilt, mit vollen, langen Zügen die erquickende Himmelsluft zu trinken.

Wie ich die Stadt verlassen, weiß ich nicht; plötzlich aber umrauschten mich die hohen Bäume, dufteten und nickten die Blumen, flötete Philomele ihr süß klagendes Lied. Das Licht des Mondes lag glänzend über die Wipfel der Bäume dahin, blickte durch das Gewölbe zitternder Blätter, zeichnete sich am moosigen Stamme und auf dem winkenden Grase. Kleine Laubfrösche saßen auf den Zweigen und sangen ihr einschläferndes Lied, gröber und lauter antworteten ihm die Verwandten aus dem Sumpfe. Das Heimchen zirpte, der Käfer summte, jedes Geschöpf brachte dem Herrn Lob und Preis in Tönen dar. Nur dem Schwane, der majestätisch Furchen ziehend auf dem Weiher dahin glitt, ist die Stimme versagt, nur ein heiseres Gekrächz vermag sich seiner Brust zu entringen, und doch erwartet man mit jedem Augenblicke, der schöne Vogel solle in Klängen der aufhorchenden Menschheit ein Geheimniß künden.

Geheimnißvoll und märchenhaft blickte mich von jeher der Schwan an, der ja so wunderbar in Märchen und Sagen verwebt ist, den ich heute erst als Boten vom heiligen Graal gesehen hatte, von dem selbst eine so rührende traurige Sage geht. Ist es Wahrheit, ist es eine jener schönen Dichtungen, die im Munde des Volkes leben, man weiß nicht, von wannen sie kommen, daß der Schwan einmal — nur ein einziges Mal — in seiner Todesstunde die Brust zu einem Liede öffnet?

In solchen Gedanken setzte ich mich auf eine Rasenbank, die sich an den Stamm einer uralten Eiche lehnte. Der Wind spielte leise in den Wipfeln der Bäume, Glühwürmchen schwangen sich durch die Luft, und auf den silbernen Fluthen des Baches schwamm plötzlich ein Schifflein von einem Schwan gezogen einher. Aber kein Ritter entstieg ihm. Der Schwan selbst kam dicht an das Ufer zutraulich, wie es sonst nicht die Art dieser schönen, scheuen Thiere ist. Mit klugen Augen blickte er mich an und begann zu sprechen, ohne daß ich mich über das Ungewöhnliche dieser Erscheinung wunderte. Sie erschien mir so natürlich.

„Du möchtest gerne wissen, welche Bewandtniß es mit der Sage vom Schwanenlied hat," begann der Vogel. „Es ist heute eine jener wunderbaren seltenen Nächte, wo die kostbare Springwurzel zu finden ist, wo sich die geheimsten Werkstätten der Natur dem Auge öffnen, das mit kindlichem Glauben in sie zu dringen vermag, und wo die Vögel verständlich zu dem sprechen dürfen, die sie lieben und in ihnen mehr sehen, als nur vernunftlose, mit einer Federhülle bekleidete Geschöpfe. Du hast heute liebend Dich den Schwänen zugewendet, deshalb ist es einem Schwane vergönnt, zu Dir zu kommen und Dir eine Geschichte zu erzählen, von der er weiß, daß Du sie nicht für Dich behalten wirst, sondern sie weiter berichten, wie Du es schon mit Manchem gethan, was Du der Natur abgelauscht.

Vor grauen, grauen Zeiten, so lange her, daß die Berichte Eurer Geschichtschreiber nichts davon zu erzählen wissen, segelte der Schwan auf einem schönen, waldumkränzten Weiher dahin, schaute stolz und freudig auf seine Gestalt und verkündete mit heller, weit klingender Stimme die Wonne des Daseins. Da aber vernahm er das Morgenlied der Lerche, den schmelzenden Gesang der Nachtigall und erkannte, daß sein Lied nie dem ihrigen gleichen, es nie erreichen werde.

Ein bitterer Neid stieg in dem Schwane auf. Er fand es ungerecht, daß er, der ausgezeichnet durch seine Gestalt, ein König der Gewässer erschien, nicht auch bevorzugt sei vor allen anderen Vögeln durch die Gabe des Gesanges, daß er von jenen kleinen, unscheinbaren Vögeln übertroffen werde. Er gelobte sich fortan, nie mehr seine Stimme ertönen zu lassen, kein Vogel sollte den Triumph haben, besser zu singen, als der Schwan. Und er schwieg. Einsam und traurig durchschnitt er die Fluthen, kein Laut begrüßte den jungen Morgen. Die übrigen Geschöpfe mieden den schweigenden Vogel, er selbst wurde scheu und traurig. Da kam ein Tag der Schmerzen. Ein gefräßiges Raubthier fand sein Nest auf und tödtete seine Jungen. Was der Freude, dem Wunsche nach Mittheilung, der Dankbarkeit, dem Mitgefühle nicht gelungen war, das bewirkte der Schmerz der Elternliebe! In den blauen Aether wollte er seine Klagen ergießen, Rache auf den Mörder herabrufen; aber die Stimme war ihm auf immer versagt — nur ein heiseres Gekrächz entrang sich der gequälten Brust. Was er im frevelnden Uebermuthe von sich geworfen, war ihm entzogen auf immerdar.

Bebend erkannte der Schwan das strenge, aber gerechte Gericht, finster und sinnend zog er seine Bahn. Da erklang eines Tages der gespannte Bogen, durch die Lüfte schwirrte der Pfeil und drang tief in die Brust des Schwanes, daß sein Lebensquell dahinfloß, und mit dem Blute entströmte seiner Brust ein Lied, so zauberisch, so weich, so schmelzend, wie man es im Reiche der Schöpfung noch nicht vernommen.

Das Verhängniß des Urahnen hat sich auch auf die Nachkommen vererbt. Schweigend stirbt der Schwan, welcher dahingeht, wenn seine Stunde gekommen und nur der empfängt die Gabe des Gesanges, dessen Brust von einem Pfeile zerrissen, von einer Kugel durchbohrt ist. Blutend läßt er seinen letzten Hauch in Tönen verwehen, wie ja oft auch die schönsten Werke des Dichters mit seinem Herzblute geschrieben sind."

Ein Windstoß bewegte die Gipfel der Bäume, lauter ließen sich die Vogelstimmen vernehmen, plätschernd zog der Schwan sein Schifflein zurück — und ich erwachte. Ruhig schwamm der Schwan auf den Fluthen dahin, verschwunden war das wunderbare Schiff, der sprechende Vogel. Das Spiel des Abends, die Zauber der Nacht hatten sich zu einem Traumbilde vereinigt. Was ich aber in jener wunderbaren Stunde erfahren, das habe ich, gehorsam den Geboten des märchenhaften Schwanes, für meine Mitmenschen aufgezeichnet. Giebt es doch auch unter ihnen viele, die hartnäckig die Schätze ihres Innern verschließen, der Eine, weil er sich von den glänzenden Gaben Anderer in den Schatten gestellt glaubt; ein Anderer, weil er verletzt, gekränkt, nicht verstanden worden ist. Düster und schweigend gehen sie durch das Leben, die Menschen verkennend und meidend, von ihnen verkannt und gemieden. O öffnet das Herz, der Mensch bedarf des

Menschen! Die Thräne, die im Herzen bleiben muß, nicht in das Auge steigen darf, brennt wie glühende Tropfen, bereitet unendliche Qualen. Erst der Todesstunde ist es oftmals vorbehalten, das Eis eines Herzens zu schmelzen, die starre Rinde in Liebe und Wehmuth dahinfließen zu lassen, und erstaunt spricht dann die Welt, die den Scheidenden so ganz verändert sieht:

„Es war sein Schwanenlied.“

„Weil es so üblich ist.“

(Nachdruck verboten.)

„Sie sind ein schrecklicher Mensch,“ sagte sie und hob betheuernd die Hand mit dem Fächer. „Wie können Sie mich durch Ihre prosaische Bemerkung aus allen Himmeln stürzen? Wie können Sie glauben, daß eine so ausgezeichnete Künstlerin nicht ganz bei der Rolle und im Sturm der Leidenschaften gegen ein Zuglüftchen empfindlich sei?“

„Ich habe es gehört. An der Leiche des Geliebten knieend, während des langathmigen Vaterfluches, rief Frl. E. in die Koulissen: „Thüre zu! es zieht.“ Und wer darf ihr diese Vorsicht verargen? Wenn sie im vierten Akte heiser wird, was soll aus dem fünften werden?“

„Aber sie spielte so natürlich!“

„Natürlich? Auf der Bühne und natürlich? Verzeihen Sie, das ist ein Widerspruch. Shakespeare hat zwar das Schauspiel und die Schauspieler den Spiegel der Natur genannt, aber vergleichen wir doch die Bühne mit dem Leben! Wo in aller Welt finden wir diese Theatertypen wieder, den „jugendlichen Liebhaber“, den „Charakterdarsteller“, den „Bonvivant?“ Maske, Gebährde, Redeweise, Alles ist rein konventionell. Die von einem Seufzer angehauchte Metallstimme für den Räuber Karl, das nasale Organ für den bösen Franz Moor. Marquis Posa redet wie ein Sturzbach, König Philipp dagegen spricht lauter Gedankenstriche. Warum legt in der Oper der lyrische Tenor, wenn er von seiner Liebe singt, stets so sonderbarer Weise beide Hände über die Brust, wie es sonst von keinem Anderen, an keinem Orte, bei keiner Gelegenheit geschieht? Hundert Bühnengebräuche und Gewohnheiten kann ich Ihnen nennen, die bei jedem anderen, als beim Lampenlichte besehen, höchst lächerlich sind, allein man ist übereingekommen, sie nicht lächerlich zu finden. Ja, eben diese Wahrheitswidrigkeit, die Unnatürlichkeit bezaubert uns an den Künstlern, fesselt uns im Theater, und entsetzlich langweilen würden wir uns, wenn es auf der Bühne genau wie im Leben zuginge und die Spieler uns nur abspiegelten, abgesehen davon, daß die Oper ohne jenes Uebereinkommen ganz unmöglich wäre.“

„Uebrigens finden Sie,“ — fuhr ich fort, — „in allen Gebieten des Lebens, wie der Kunst, genug des Widersinnigen, das konventionell geworden. Ein Bildhauer z. B., der nach der Natur eine glückliche Mutter mit ihrem Kinde ausführt, setzt sicherlich dem Jungen Flügel an und nennt die Gruppe „Venus und Amor“. Und für Tausende, die sonst ganz treffliche Christen sind, wird sie dadurch erst zum „höhern Kunstwerk“. Vor sechzig Jahren bemalte man ungeheure Leinwandflächen mit römischer Heldengeschichte, als ob Romulus unser Großvater gewesen wäre; später wieder ist man übereingekommen, denjenigen Maler am meisten zu bewundern, der auf die möglichst kleinste Fläche einen Droschkenkutscher mit photographischer Treue malt. Nach einer und derselben Melodie tanzt man diesseits und betet man jenseits des Ozeans. Die ganze deutsche Lyrik mit und ohne Goldschnitt ist — mit wenigen Ausnahmen — konventionell. Man lacht jetzt über die Ritter- und Räuberromane der vergangenen Generation; unsere Enkel werden über unsere „Kriminalgeschichten“ staunen.“

„Im alltäglichen Umgang: Welche Förmlichkeiten ohne Nothwendigkeit! Wieviel Gebräuche ohne Sinn! Welche Musterkarte konventioneller Phrasen sind unsere Briefe, selbst diejenigen an die vertrautesten Personen. Sinnlose Floskeln, wie „Beste Mutter!“ liegen Einem sozusagen in der Feder. Beste Mutter — ach, man hat ja nur eine Mutter! Euer Hochwohlgeboren, darf ich von der Mode, von den Damentoiletten sprechen?“

„Nein,“ sagte meine schöne Nachbarin mit Entschiedenheit.

„Gut,“ erwiderte ich und hob meinen Hut auf, den ich inzwischen auf den Boden gesetzt hatte, „betrachten Sie dies! Schützt dieser sogenannte Hut gegen die Sonne? Nein. Gegen Kälte? Nein. Er ist ebenso unpraktisch und unbequem, als geschmacklos, dabei nicht einmal wohlfeil; dennoch kröne ich mit ihm mein Edelstes, meine Stirn, und würde mich schämen, eine andere Kopfbedeckung zu tragen. Warum? Weil dieser häßlichste aller Hüte der konventionelle Hut für einen Herrn ist. Warum gehe ich zum heitern Fest, zur Tafel oder zum Tanze im traurigen Schwarz? Apropos, was halten Sie eigentlich vom Tanzen, gnädige Frau?“

„Daß es ein himmlisches Vergnügen ist,“ sagte sie ohne Besinnen.

„Sicherlich, aber immerhin für den nicht Tanzenden ein merkwürdiges. Weh mir, wenn ich mich im Eifer des Gesprächs so weit vergesse, eines Mädchens Hand zu ergreifen! Wenn ich dies aber im Ballsaale thue und mich wie wahnsinnig mit dem gnädigen Fräulein umherwirble, steht die Mutter ruhig in der Thüre und nickt uns beifällig zu. — — Weil es so üblich ist, o, dies Wort ist mächtiger selbst, als die Gewohnheit, welche man die zweite Natur zu nennen pflegt. Denn ich unterdrücke eine zwanzigjährige Gewohnheit, wenn plötzlich ihr Gegentheil üblich wird. Frauen, wie Männer, alle Stände beugen sich der Tyrannis des Konventionellen. Ich drücke meinem ärgsten Feinde die Hand, weil es so üblich ist; und wenn es Mode wird, einander zu küssen, gebe ich ohne Zögern ihm den Judaskuß.“

„Sie gehen zu weit.“

„Sie haben recht, es ist nicht herkömmlich, die letzten Konsequenzen zu ziehen.“

„Still! Der fünfte Akt beginnt.“

„Ach, auch darin unterscheidet sich die Bühne vom wirklichen Leben. Dies hat gewöhnlich keinen fünften Akt.“

Bestelle Dein Haus!

(Nachdruck verboten.)

Es geht ein alter Aberglaube durch unser Volk, wohl auch durch manche andere Nation, daß der Tod naht, sobald das Testament gemacht ist, unsere Stunden gezählt sind, wenn wir „den letzten Willen“ aufgesetzt. Leider ist diesem Irrglauben schon manches braven Menschen Glück zum Opfer gefallen, par exemple auch dasjenige Emilie Gerhard's, deren Geschichte wir hier erzählen wollen.

Das hübsche, blonde Mädchen war das jüngste Glied einer sehr armen, aber um so kinderreicheren Beamtenfamilie. Liebenswürdig, klug, geschickt in allen weiblichen Arbeiten, hatte eine alte, weitläuftige Verwandte sie nach ihrer Konfirmation zu sich genommen und bald schlang sich ein inniges Liebesband um Tante und Nichte.

„Du sollst auch meine Universalerbin werden,“ sagte die alte Dame oft und hieß das anmuthige, junge Ding die einstige Besitzerin eines bedeutenden Vermögens.

Emilie hatte im Elternhause Noth und Sorgen durchgemacht und so kannte sie den Werth des Geldes. Und wenn sie auch selbst wenig Ansprüche an das Leben machte, so dachte sie doch an die Ihren und freute sich ihres Glückes.

Sie war, wie schon gesagt, der Tante von ganzem Herzen zugethan und wünschte ihr gewiß ein langes Leben. Aber naturgemäß konnte sich dasselbe immerhin nur auf eine kleine Spanne Zeit beschränken, denn die Matrone zählte bereits fünfundsiebzig Jahre.

Und die Tante sprach auch zu Anderen von ihren Absichten. „Warum soll ich dem Kinde nicht Alles vermachen,“ sagte sie gern zu ihren Bekanntinnen, wenn ein gemüthliches Kaffeestündchen die Damen vereinigte. „Pflichten habe ich sonst gegen Niemanden zu erfüllen, denn mein einziger Bruder hat sich nie um mich gekümmert und lebt dazu in sehr brillanten Verhältnissen. Ja, man erzählte mir, daß er sich in New-Orleans, wo er seit vielen Jahren lebt, mehr denn eine Million erworben.“

„Aber dann müssen Sie auch nicht zögern, Ihr Testament zu machen,“ erwiderte ihr wohl Diese oder Jene.

„Na, na, so eilig ist es noch nicht! Ich bin gesund und habe gewiß noch manches Jährchen vor mir!“ Das war immer die unwirsch gegebene Antwort auf solche Mahnung.

Jahre kamen und gingen — die Tante lebte wirklich noch immer. Sie war zur Mumie zusammengeschrumpft und der Tod sandte ihr tausend Vorboten, dennoch dachte sie nicht an das Sterben, trotzdem sie der Nichte noch öfter als sonst wiederholte: „Ich mache Dich zu meiner Universalerbin.“

Um das Mädchen hatte sich inzwischen mancher brave Mann beworben, aber die flehentlichen Bitten der Tante veranlaßten sie, jede Parthie von der Hand zu weisen. So ging auch ihre Jugend zur Rüste, sie wurde alt, verblüht und — nervös bei der Greisin, die mit der Zeit eine gar launische Gebieterin geworden; und oft kamen ihr Stunden, wo sie bereute, überhaupt jemals in das reiche Haus gegangen zu sein. Waren ihre Schwestern nicht glücklicher, als sie? Brave Männer hatten sie heimgeführt und wenn sie auch mit Sorgen kämpften, so hatten sie doch eine Familie — wurden geliebt.

„Geliebt!“ Wie ein schneidender Wehelaut traf sie dieses Wort. Aber würde sie nicht auch geliebt werden, wenn sie — die Erbin der Tante — glückspendend aus einem Haus in das andere ging, mit ihrem Reichthum die Stirnen der Schwäger entwölkte und das Glück von Neffen und Nichten begründete?

Es blieb ein Traum.

Eines Morgens wurde die Tante todt in ihrem Bette gefunden. Die Seele der Greisin war im Schlaf in das Jenseits hinübergegangen, ohne daß sie ihr Haus bestellt. Da kein Testament hinterblieben, fiel der ganze, große Besitz der alten Dame ihrem reichen Bruder in New-Orleans zu, der für die treuen Dienste, welche Emilie so viele Jahre hindurch seiner Schwester erwiesen, kein anderes Aequivalent wußte, als daß er das kränkelnde, alternde Mädchen in — ein Siechenhaus einkaufte.

Buntes Allerlei.

Carmen Sylva ist der Schriftstellername der Königin Elisabeth von Rumänien, deren Bild wir auf Seite 81 bringen. Sie wurde am 29. Dezember 1843 zu Neuwied als Tochter des Fürsten Hermann von Wied geboren. Carmen Sylva gehört einer Familie an, die seit Generationen bedeutende Menschen hervorgebracht. Ihre Urgroßmutter, Fürstin Louise zu Wied, war Dichterin, unter den Geschwistern des Großvaters war der bekannte Reisende und Naturforscher Prinz Maximilian, außer ihm ein Maler und das „Großtäntchen", eine der Kindererinnerungen Carmen Sylva's, schrieb Lieder und Gedichte. Daß drei Großonkel im Befreiungskriege für die deutsche Sache gefallen, war nicht ohne Bedeutung für die Geistesrichtung der Großnichte, die eine stolze Deutsche war, gemäß den Traditionen der Familie, die bekanntlich zur Napoleonischen Zeit dem Rheinbunde nicht beitrat und dem großen europäischen Helden zu trotzen wagte. Ein jeder der Vorfahren scheint sein Bestes auf diese wunderbare Frau vererbt zu haben und mit stolzem Bewußtsein ihrer Ahnen trägt sie all' die reichen Körper- und Geistesgaben. — Was die Königin im Kriegsjahre 1877/78, theils persönlich, theils durch umsichtiges Anordnen und Wirken geleistet, bleibt unvergessen. Ueberall, wo sich Verwundete befanden, war sie anzutreffen, jeder Zug, der solche vom Schlachtfelde brachte, wurde von ihr erwartet und sie selbst legte Hand an, um Erfrischungen zu reichen. Sie organisirte selbst mehrere Spitäler, wovon das eine ganz aus eigenen Mitteln, überall war sie thätig, sprach vielen Muth zu bei schweren Operationen, tröstete manchen Sterbenden und weinte mit den Hinterbliebenen. Der Volksmund legt ihr seitdem den Namen muma ranitilor, Mutter der Verwundeten, bei.

Humboldt's Hut. Der große Gelehrte ging mit einem sehr abgetragenen Hute unter den Linden spazieren. „Du," sagte ein Schusterjunge zum andern, „sieh mal, was der Humboldt für einen schlechten Hut trägt." „Ja," meinte der andere, „was steckt aber auch für ein Kopf darunter."

Ich wollte Ihnen nur das Vergnügen gewähren. Ein höchst mittelmäßiger, aber um so mehr von sich eingenommener Wiener Schauspieler war von Saphir in dessen Humoristen wiederholt stark mitgenommen worden und hatte selbstverständlich der Rezensent den Zorn des Histrionen im höchsten Grade auf sich gezogen. Auf allen Schankstätten und Kreuzwegen schimpfte Letzterer auf Saphir in der gemeinsten Weise. Dieser hatte davon Kenntniß erhalten und als der Künstler auf der Bierbank wieder einmal seiner Galle Luft machte, erschien der Kellner mit den Worten: „Herr Saphir steht draußen und wünscht Sie zu sprechen." „Was will der Kerl von mir," brüllte der Histrione und wollte der Aufforderung nicht Genüge leisten. Die Umsitzenden, neugierig, was Saphir wohl mit dem Schauspieler vorhabe, veranlaßten Letzteren endlich, der Aufforderung Folge zu leisten. „Was wollen Sie von mir?" herrschte er den Kritiker auf brutale Weise an. Ganz bescheiden erwiderte Saphir: „Geehrter Herr, entschuldigen Sie die Störung, aber ich wollte Ihnen gern das Vergnügen gewähren, herausgerufen worden zu sein!"

Homonym.

Was klagst du mich der Härte an,
Der ich dich unermüdet trage?
Bin ich allein denn Schuld daran,
Wenn ich dir Arm und Bein zerschlage?
Bin ich doch auch ein Retter dir,
Zum Trost kann ich's dir sagen:
Bist du blessirt, vertrau' dich mir;
Doch dann — mußt du mich tragen.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Charade.

Das Erste brechen viele Leute
Weit lieber, als ein Bein;
Das Zweite bringt bald gute Beute,
Bald Freud', bald Aerger ein.
Das Ganze soll, zum Scherz, auch heute
Hiermit getrieben sein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Mißverständniß.



Tochter: „Lieber Papa, man spricht jetzt von weiter nichts, als von dem großen Rubinstein; ich bin wirklich gespannt darauf, ihn zu sehen."

Vater (ehemaliger Käsehändler, jetzt Rentier): „Warum blos sehen, mein Kind? Wenn er nicht zu theuer ist, kaufe ich ihn Dir!"

Womit handelte Ihr Herr Vater? Die Gattin eines bedeutenden Industriellen war mit zu einer Soirée bei Hofe geladen. Dies ärgerte die anwesenden hochadligen Damen nicht wenig und eine derselben konnte es nicht übers Herz bringen, die Frage an die geladene Bürgerliche zu richten: „Um Vergebung, womit handelte Ihr Herr Vater?" Die Angeredete, ohne die Fassung zu verlieren, erwiderte ruhig: „Mit Geist und Verstand." Der verstorbene König von Preußen, der zufällig in der Nähe stand und die adelige Impertinenz wohl vernommen hatte, fügte hinzu: „Und die geehrte Tochter setzt dies Geschäft mit Glück fort."

Rebus.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Scherzaufgabe.

Welcher Gebildete ist ein Narr?

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Leer.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Einsamkeit ist die Mutter der Sehnsucht.

Korwa-Krieger. (Zu unserem Bilde auf Seite 84.) Die Korwa sind ansässig in Tschota Nappudan, der Grenze von Orissa, im Südwesten der Präsidentschaft Bengalen. Sie zählen ca. 17 000 Seelen, wohnen an den Rändern der Ebene, durchstreifen die Waldungen und gelten als die besten Bogenschützen. Die Bogen sind äußerst stark und schnellen den Pfeil mit einer großen Kraft ab. Die Pfeilspitzen sind Widerhaken aus Eisen, 23 cm lang, $3\frac{1}{2}$ cm an der dicksten Stelle breit. Das Eisen schmelzen und schmieden die Korwa selbst aus Erzlagern in ihren Gebirgen.

Der Komiker Bachmann und der Schauspieldirektor. Bachmann, in Berlin bei dem Schauspieldirektor Lecerf engagirt, welches ein Mann war, der das Pulver nicht erfunden haben würde, wenn es nicht schon erfunden wäre, kam mit Letzterem in Streit auseinander, da mit demselben schlechterdings kein Auskommen war. Bachmann concentrirte seine Galle in einem Briefe, worin es am Schlusse lautete: Sie sind Inhaber des rothen Adlers dritter Klasse, Direktor eines Theaters zweiter Klasse und ein Dummkopf erster Klasse.

Drollige Allegorie. In einer adligen Familie war großes Traktament. Nach Beendigung desselben ward der allgemeine Wunsch der Tischgäste rege, den jüngsten, noch im zartesten Alter stehenden Sprößling des Hauses zu sehen. Der Bediente erhielt den Auftrag, die Kinderfrau mit dem Nesthäkchen herbei zu beordern. Johann ging nach der Treppe und rief laut und vornehm, so daß es die Tischgesellschaft deutlich verstehen konnte, die Worte hinab: „Altes Töppergeschirr, bring' doch einmal das Stückchen Porzellan herauf."

Ehrenmitglied. In Irland fing man jüngst einen berüchtigten Straßenräuber. Der Hauptmann der Bande saß bereits im Gefängniß. Der Richter konfrontirte Beide und frug den Letzteren: „Gehört dieser zu Deiner Bande?" — „Ja," antwortete der Hauptmann gelassen, „aber ich glaube, er war nur Ehrenmitglied."

Bauer und Advokat. Advokat: „Nun, was sagte der Geheimrath zu Ihrem Anliegen?" Bauer: „Er sagte, ich solle zum Kukuk gehen." Advokat: „Und was thaten Sie?" Bauer: „Ich ging zu Ihnen."

Der Herr Aktuarius. Ein nicht zum besten beleumdeter, aber recht hoffährtiger Agent, der sich gern Amtmann tituliren ließ, saß in einer Gastwirthschaft und renommirte auf gewohnte Art von seinen Geschäften. Endlich ging er, während sein Hund unter dem Ofen fortschlief. Einer der Gäste machte das Fenster auf und rief dem Davongehenden nach: „Herr Amtmann! Herr Amtmann!" „Was giebt's?" fragte dieser trotzig. „Sie haben Ihren Herrn Aktuarius vergessen," lautete die Antwort.

Hauswirthschaftliches.

Kitt für gesprungene Eisengefäße. Eisenfeilspähne und Thon werden zu gleichen Theilen innig zusammengemischt und mit Leinöl bis zur Salbenkonsistenz verrieben. Dieser Kitt wird mit etwas Leinöl aufgetragen und ist nach einigen Wochen so fest geworden, daß die Gefäße wieder benutzt werden können.

Aepfel zu konserviren. Gesunde und schöne Aepfel werden ausgesucht, in einer Räucherkammer auf Bretter gelegt und bei Luftabschluß mit Holz 3 bis 4 Tage lang geräuchert. Sind die Aepfel trocken geworden, so werden sie mit Häckerling in Kisten so verpackt, daß sie sich gegenseitig nicht berühren. Die gefüllten Kisten bedeckt man mit Stroh.

Räthsel.

Ein todtes Wesen ohne eig'ne Kraft
Besitzt die sonderbare Eigenschaft,
Daß durch die härt'ste Masse es sich windet,
Gerade da, wo's keine Oeffnung findet.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer.
Tau. Thau. — Bismar(c)k. — Raum.

Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
John Schwerin's Verlag, A.-G., in Berlin W.,
Behrenstraße 22.